



LILIENFELD
VERLAG

Leseprobe



WOLFGANG CZESLA
DIE KINDERWUNSCH-VARIATIONEN
Roman

© Lilienfeld Verlag
ISBN 978-3-910266-18-6

What are we living for?

(OUVERTÜRE)

Der Regen fiel, als würde es ihm ein stilles Vergnügen bereiten, auf den Bürgersteig vor der Lortzingstraße Nr. 16, einer Sackgasse. Stoyke stand am Fenster seines Erkerzimmers, in der Hand den Nassrasierer, und überlegte, was er anziehen wollte. Schaum tropfte aufs Parkett. Sackgasse, *Dead End Street*. Er hatte plötzlich den Song der Kinks im Kopf, einen Hit aus seiner Jugend. Er war damals zwölf gewesen und hatte für sich den Beat und Swinging London entdeckt. Die erste Single, die er nach den unvermeidlichen Kinderschallplatten besessen hatte und zu der er im elterlichen Wohnzimmer herumgehopst war und die Arme in die Höhe geworfen hatte. *Dead End Street (Yeah!)*. Er sumnte das Lied mehr innerlich als tatsächlich, damit ihm die Klinge nicht ins Kinn schnitt. Von seinen Kollegen war es allenfalls Prodekan Schnabel, der beim Beat der mittleren bis späten Sechziger mitreden konnte – abgesehen davon, dass der nicht mit ihm redete, sondern höchstens gelegentlich einen bissigen Kommentar von sich gab. Danach räusperte er sich meistens kurz, als hätte er zu viel gesagt. Vielleicht wäre seinem Vorgesetzten zu dem Song nur die eine Zeile eingefallen: *What are we living for?* Die Kinks sangen von Arbeitslosigkeit, einem Riss in der

Zimmerdecke, einem undichten Spülstein. In einer Ecke von Stoykes Altbauwohnung gab es ebenfalls einen Schaden, gelbliche Spuren eines eingetrockneten und lange Zeit von ihm unbemerkten Wasserflecks, aber nur, weil er sich nicht die Zeit nahm, Dinge in Ordnung zu halten, nicht aus Geldmangel, und so etwas konnte seine gute Laune beim Rasieren, die grundlose Fröhlichkeit, die ihn manchmal morgens überkam, nicht ernsthaft angreifen.

Stoyke wohnte am oberen Ende der Sackgasse. Für Autofahrer ging es hier nicht weiter, Fußgänger und Radfahrer aber gelangten wahlweise über wenige Stufen oder einen barrierefreien Serpentinweg durch einen kleinen Park auf die belebte Hauptstraße. Die Bezeichnung Park war geschmeichelt, es war eher eine Art Böschung, bewachsen mit Rhododendron und anderen Büschen, die seine Wohngegend vom Verkehrslärm etwas abschirmten. Stoyke war über diesen Weg schnell am S-Bahnhof und – wenn sowohl er als auch der Zug pünktlich waren – zehn Minuten später in dem schönen Viertel mit der Musikhochschule. Er wischte mit der Hand den in sich zusammengefallenen Schaum vom Boden. Er müsste mal wieder putzen, das vorige Mal dürfte zwei Monate her sein.

Durchs Fenster sah er den Müllwagen, eine bedrohliche orangefarbene Masse, die sich langsam, aber stetig an parkenden Autos entlang in die Sackgasse vorschob. Nachbarn, die kurz davor mit ihren Wagen optimistisch aus den Hof- und Garagenausfahrten gebogen waren, um ihr Tagwerk zu beginnen, legten nach einer kurzen Irritation den Rückwärtsgang ein, wichen vor dem Ungetüm zurück, einer nach dem anderen, drei Fahrzeuge, und verharrten in ihren Startluken, bis die Müllabfuhr an ihnen vorbeigeschaukelt war. Eine witzige Choreografie der Un-

entschlossenheit und Ungeduld. Wie das Ganze orchestrieren? Was hätte ein Nino Rota aus einer solchen Szene gemacht? Stoyke geriet in feierliche Stimmung, und würden ihm die Kinks mit ihrem Ohrwurm nicht dazwischengefunkt haben, womöglich hätte er aus dem Beobachteten ein neues, ein geradezu hymnisches Orchesterstück gestalten können, Titel: *Am oberen Ende der Sackgasse*. Er schlug nach einer Kleidermotte, ohne sie zu erwischen.

Unter der Dusche war er begeistert von der Idee. Die Begeisterung steigerte sich, je länger er darüber nachdachte. Es gab in der Lortzingstraße auch das untere Ende, wo sich das Pflegeheim befand. Dort war die Ausfahrt aus der Sackgasse nicht nur von Müllwagen blockiert, die für Altpapier, Gelbe Tonnen und Restmüll an verschiedenen Wochentagen und zu unterschiedlichen Uhrzeiten auftauchten. Immer öfter – so kam es ihm vor – hielt dort ein Rettungsfahrzeug. Dann dauerte es eine Weile, bis zwei Sanitäter mit einer meistens belegten Trage aus dem Heim kamen und einen Kranken abtransportierten. Seltener, so sein Eindruck, brachten sie jemanden zurück. *People are dying on dead end street*, hörte er die Kinks in seinem inneren Ohr, und alle Bandmitglieder: *Dead end!* Manchmal standen dort auch Möbelwagen oder Kleintransporter, wenn neue Bewohner einzogen oder wenn ein Zimmer geräumt werden musste, was in den anderen Häusern der Straße fast nie der Fall war. Wer hier wohnte, richtete sich auf viele Jahre ein, wenn nicht fürs Leben. Stoyke konnte sich nur immer wieder dazu beglückwünschen, damals die Wohnung in der ersten Etage gemietet zu haben, die mit dem Erker. Von hier aus hatte er die gesamte Straße im Blick. Und ebenso beglückwünschte er sich, schon seit längerem kein Autofahrer mehr zu sein.

Angesichts des Wetters war er falsch gekleidet, das wurde ihm klar, kaum dass er das Haus verlassen hatte. Um den Sommeranzug vor dem Nieselregen zu schützen, hatte er den Trenchcoat übergezogen. Er schwitzte. Andere Männer gingen in Hemden und mit Regenschirm, wo auch immer sie ihre Papiere und Plastikkarten, die ein Mensch so bei sich trug, untergebracht haben mochten. Manche in Rucksäcken. Stoyke wollte nichts, das auf seinen Rücken drückte, und hatte gern die Hände frei. Keinen Schirm, keine Tasche, daher die Entscheidung für Trenchcoat und Mütze.

Auf dem Weg zur S-Bahn hing er weiter den Gedanken nach, die ihm beim Rasieren und unter der Dusche gekommen waren. *Dead End*. Er liebte den Gedanken, und er spürte, dass der Gedanke auch ihn liebte. Die Tatsache, dass er sich als Professor – anders als so viele seiner freiberuflichen Kolleginnen und Kollegen – nicht in einer prekären Lage befand, bedeutete keineswegs, dass der Begriff Sackgasse in einem anderen Sinne nicht auch auf seine Situation zutraf.

Nein, eine Sackgassen-Existenz traf auf ihn in gänzlich anderer Hinsicht zu. *What are we living for?* Er war der einzig Übriggebliebene in der Familie. Mit ihm riss der Faden der Genealogie ab. Es gab keine Nachkommen, zumindest nicht im physischen Sinne. Das war so nicht von ihm geplant. Er hätte sich ja nicht gerade an dem Namensgeber seiner Straße orientieren müssen, Lortzing, mit seinen elf Kindern, von denen nur sechs das Erwachsenenalter erreichten, aber wenn man ihn als Zwanzig- oder Dreißigjährigen gefragt hätte: Ja, zwei oder drei Kinder gehörten zu Stoykes Konzept.

Ein an eine mittelalterliche Wehranlage erinnernder überdachter Holzsteg, dessen Lack abblätterte, führte über

die Gleise. Durch die von der Witterung getrübten Glasscheiben sah er die S-Bahn einfahren. Er legte einen Spurt ein, wetzte die Treppe hinunter, und es gelang ihm, gerade noch rechtzeitig einen Fuß in die Bahn zu stellen, bevor sich die Automattür vollständig schließen konnte. Drinnen war es klimatisiert, gut so, denn die Stoffschichten, die der Regen nicht erreichen konnte, waren von seinem Schweiß durchnässt.

Es war ihm heute unmöglich, während der S-Bahnfahrt zu lesen. Stoyke, der die morgendliche Rasur als ein kleines Präludium für den ganzen Tag betrachtete, konnte sich auf weitere äußere Anregungen nicht einlassen. Das Thema des heutigen Tages war ihm vorgegeben. Sein Leben als Sackgasse, ein Geschenk, das er nicht verspielen durfte. Vielmehr, mit dem er spielen musste, in verschiedenen Variationen.

Seit er privat krankenversichert war, entwickelten seine Ärzte immer wieder Ideen, welche Leistungen sie seiner Versicherung in Rechnung stellen könnten. So hatte ihn einmal aus heiterem Himmel ein Urologe bei der jährlichen Vorsorgeuntersuchung gefragt, ob Stoyke jemals an eigene Kinder gedacht habe. Stoyke hatte bejaht. Ob er sich denn sicher sei, dass er überhaupt Kinder zeugen könne, fragte der Arzt, während er routiniert einen Abstrich machte. Stoyke verneinte. Wollen wir demnächst mal die Spermien zählen? Stoyke war einverstanden. Nach einigen Minuten, während derer der Urologe mit Ultraschall die Größe seiner Nierensteine bestimmt hatte, war er auf das Thema zurückgekommen. Haben Sie denn einen akuten Kinderwunsch? – Nein, einen chronischen, hatte Stoyke gesagt.

Erst nach dem Verlassen der Arztpraxis war ihm aufgefallen, dass seine Antwort auf ziemlich viele seiner Bedürf-

nisse zutraf. Die meisten seiner Wünsche waren chronisch, aber selten akut. Sein Streben nach Anerkennung als Komponist, sein Bedürfnis, eine Frau in seiner Nähe zu spüren, sein Wunsch nach Kindern. Alles war latent vorhanden, aber selten forderte irgendetwas mit Vehemenz seine Verwirklichung. In dem Nachrichtenmagazin, das er seit vielen Jahren las, begann er die Lektüre regelmäßig mit den Nachrufen. Sie waren immer nach demselben Schema aufgebaut. Nachdem an die besondere Lebensleistung der prominenten, oft aber weitgehend vergessenen Person erinnert worden war, folgte im letzten Satz die Information über den Zeitpunkt des Todes und – soweit bekannt – die Todesursache. Eine Formulierung hatte sich ihm besonders eingeprägt, obwohl er schon nicht mehr wusste, um welchen Verstorbenen es sich damals gehandelt hatte: Er starb, weil niemand zur Stelle war, der ihm hätte auf den Rücken schlagen können, als er sich an einer Fischgräte verschluckte. Das, dachte Stoyke, wäre ein Beispiel, weswegen sich sein chronischer Wunsch, eine Frau in seiner Nähe zu haben, in einen akuten verwandeln könnte. Aber auf eine solche Eventualität sein Leben aufbauen? Womöglich würde er sich nie an einer Gräte verschlucken, und dann hätte er jahrelang vergeblich die Wohnung mit einer zweiten Person geteilt. Tragischer noch: Die Frau würde anwesend sein und es im entscheidenden Moment versäumen, ihm auf den Rücken zu schlagen. Aber die schlimmste Variante wäre, wenn sie sich verschlucken und er nicht geistesgegenwärtig das Richtige tun würde und für den Rest seines Lebens ihren Tod zu verantworten hätte. Vielleicht wäre ein Hausnotruf bei den Johannitern die einfachere Lösung. Wenn er eines Tages nicht mehr seiner Arbeit nachginge, würde er sich darum kümmern.

Mit einer Frau erging es ihm meistens so: Wenn sie nicht da war, wünschte er sie sich herbei. War sie da, hinderte sie ihn am Komponieren. Seine lang gehegte Überzeugung, eine imaginäre Frau sei für ihn das Richtige, bestätigte sich immer mehr. Die konnte ihm zwar im Notfall nicht auf den Rücken klopfen. Aber sie erschien nie ungerufen und verschwand protestlos, wenn er sie nicht mehr benötigte. Zwar konnten sich auch imaginäre Wesen einem Menschen aufdrängen, aber das war ihm schon lange nicht mehr passiert.

Die Entscheidung für eine Frau, eine reale, war leider essentiell in der Kinderfrage. Wären Menschen, wie manche Tierarten, zur Parthenogenese fähig, einer Fortpflanzung mit sich selbst, er hätte sich vermutlich zu irgendeinem Zeitpunkt – er wollte jetzt nicht darüber nachdenken, wann das hätte gewesen sein können – für ein Kind entschieden, und womöglich später für ein zweites und eventuell auch drittes. Er dachte an seine Kollegin Lisa, die er gleich sehen würde, und wie sie einmal zu ihm gesagt hatte, Kinder zu haben, da weiß man doch, wofür man das alles macht.

Fast wäre er nicht rechtzeitig ausgestiegen. Er drängte sich durch die Einsteigenden. In dem netten Stadtviertel sah es aus, als hätte es nie geregnet. Stoyke kam sich lächerlich vor mit Mantel und Mütze, schon der leichte Sommeranzug war viel zu warm.